

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 27 (1919)

Heft: 12

Artikel: Liebesgaben : Briefe einer Schweizerin aus Wien [Schluss]

Autor: Steiger, Lucy

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-546664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fr. 200 für freiwillige Krankenpflege und Fr. 50 für den Frauenverein durch die Nachlassenschaft der verstorbenen Fr. Agnes Füllemann, früherer lang-

jähriger Arbeitslehrerin in Weesen. Dem offiziellen Akte folgte verdienstermaßen eine gemüthliche Schlußfeier.

Englische Hilfe für deutsche Säuglinge.

In der offiziellen „Revue“ des Internationalen Roten Kreuzes lesen wir einen kleinen Artikel, der unsere Leser gewiß interessieren wird. Dort heißt es:

Schon seit Beginn des Krieges hat die englische Vereinigung «Society of Friends» mit großer Hingabe unternommen, den durch den Krieg mitgenommenen, in England internierten Angehörigen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns beizustehen. In Berlin hat Fr. Dr. E. Rotten in gleicher Weise für die Fremden in Deutschland gesorgt, und während der ganzen Dauer des europäischen Konfliktes haben beide Institutionen vom gleichen Gesichtspunkte aus für das Wohl der Kriegsoffer gearbeitet.

Als nach dem Waffenstillstand der erste Notschrei das furchtbare Elend in Deutschland, namentlich unter den Neugeborenen, enthüllte, haben sich diese Bestrebungen verdoppelt. Einzelne Frauenkreise in England

haben alles in Bewegung gesetzt, um den jungen Müttern und Säuglingen in Deutschland zu Hilfe zu kommen. Anfangs Februar haben sie die Bewilligung erhalten, ihre Gaben ausführen zu dürfen, und am 23. Februar ist die erste Sendung von Flaschenzäpfchen in Deutschland angelangt.

Seit diesem Zeitpunkte haben sich die Sendungen vermehrt, und anfangs März erreichten sie insgesamt die schöne Zahl von 800,000 solcher Flaschenzäpfchen. Andere Gaben dieser Art werden noch folgen, und die deutschen Autoritäten, die sich mit der richtigen Verteilung befassen, haben es nicht unterlassen, die Mütter auf die hochherzige Art dieser Hilfeleistung aufmerksam zu machen.

Die gleiche Vereinigung bereitet ähnliche Sendungen für Oesterreich vor. Das Internationale Rote Kreuz spricht über diese hochherzige Liebestätigkeit seine hohe Anerkennung aus.

Liebesgaben.

Briefe einer Schweizerin aus Wien.

(Schluß.)

Dann kam das dritte Kriegsjahr heran, und mit ihm ein grinsendes Gespenst — der Hunger. — Und mit dem Hunger wuchs das Heldentum all dieser Frauen und Mütter, sie wurden Märtyrerinnen, litten Mangel und verzehrten sich in Sorge um ihre Liebsten draußen, darben, um den Kindern das nötige Brot zu geben, und verzagten doch nicht an unserm Herrgott! — weinten, beteten und arbeiteten, nahmen die Plätze der abwesenden Männer ein, um des Lebens Notlauf zu fristen und

den Lieben draußen noch von Zeit zu Zeit etwas senden zu können. Wie ganz anders wurde da das Straßenbild; statt elegante Damen in hellen Gewändern, sah man schwarzverhüllte Menschen, und der Krepp predigte lauter als manches Gotteswort. Arme, alte, müde Gestalten schleppten sich mühsam fort, und was man in Wien so selten sah, Bettler, sah man nun überall. Oh, sie baten nicht um ein Almosen, diese Armen, das wagten sie nicht; sie blieben stumm; nur ihre traurigen,

müden Augen flehten, die blassen, welken Wangen, die zitternden Hände, und wer an dem menschengewordenen Elend vorbei ging und sehen gelernt hatte in der Not dieser Zeit, der gab sein letztes Stücklein Brot, das er gerade bei sich hatte. Und wie sie dankten, diese Hungernden, mit wenig Worten, aber verklärten Gesichtern. Der Hunger schwang seine furchtbare Geißel und zeichnete die Alten und die Jüngsten, unsere Kleinen. Tausende starben in dieser Zeit an Unterernährung, Opfer des Krieges. Die Behörden taten alles, aber konnten dem Hunger nicht Meister werden. Die Vorräte waren aufgezehrt, neue Zuschübe kamen spärlich, die Armee im Felde brauchte das meiste davon. Sommer und Winter sah man alltäglich Hunderte von schwachen Frauen und Kindern, sich vom Abend bis zum Morgen aufstellen auf der Straße in dichten Reihen, um die kärglichen Lebensmittel zu erhalten. In Wind und Wetter, Schnee und Regen, standen oder saßen diese kläglichen Gestalten auf kleinen Feldstühlen, in Tücher gewickelt, mit blassen, kummervollen Gesichtern die Nächte und den so nötigen Schlaf opfernd; ein unsäglich wehmütiger Zug lag über diesen gedrückten, armseligen Menschenkindern, die des Lebens Leid so abgrundtief durchkosteten, und dennoch mit stiller Ergebung auf ihren schweren Posten Treue hielten. Die runden, lachenden Kindergesichtchen wurden blaß und durchsichtig; schon lange gab es nur noch für die Kleinsten und die Schwerkranken Milch. Wie einem Märchen hörten die Kinder zu, wenn man ihnen erzählte von einem Land, wo es noch Milch, Brot und Schokolade gibt; sehnsüchtig glänzten da die Kinderaugen und die blassen Gesichtchen bekamen einen verklärten Glanz; das liebe Stimmchen bettelte so süß: Mutti können wir nicht in jenes schöne Land gehen?! Wie krampfte sich da das Mutterherz zusammen in bitterem Schmerz und die Mutterliebe fand die dünne Mehlsuppe noch dünner, und doch mußte sie ihre Kleinen sättigen! Da, als die Not am höchsten war, tat die liebe gastliche Schweiz ihre Pforten weitauf auch für die kleinen Dulder, und mancher blassen, verkümmerten Menschenknospe wurde unser liebes Heimatland zum lebendigen Märchenland! Wie schmal und durchsichtig gingen die kleinen Menschlein fort von hier, und wie rund und rosig waren die Bäcklein, wie hell und sonnig glänzten die Neuglein beim Wiedersehen mit

ihren Lieben. Und all diese abgehärmten Mütter drückten ihre Kleinen freudig ans Herz, und ihr stummer, tiefgefühlter Dank flog den lieben Schweizern entgegen, die ihre Lieblinge von des Lebens Not weg in den hellen Sonnenschein geführt, und ihre Kindheit für eine kurze Weile froh und hell gemacht haben. Und auch die Verwundeten und Internierten, die in unsern Bergen oder an den blauen Seen Genesung fanden, und eine friedliche Heimat, die erinnerten sich nur mit Rührung all der Beweise von Liebe und Teilnahme, die ihnen überall in unserm Land zu Teil geworden. O liebes, teures Heimatland, laß mich es dir sagen, wie ich mich da innig freute über deine große, erbarmende Menschenliebe; wie war ich stolz auf dich mein Schweizervolk, das unter seiner eigenen Sorge und Not nicht verlernt hat, fremdes Leid zu fühlen und — zu stillen. Helvetia, wie eine treue Mutter nimmst du alle an dein Herz, die mühselig und beladen waren; du hast gelindert, was in deiner Macht stand; Tausende von dankbaren Herzen schlagen höher, wenn sie deinen Namen nennen; das sei dein Dank für deine Liebe.

Das Ende des Krieges, das mit dem Zusammenbruch der heldenmütigen Scharen in Ost und West endigte, kennt ihr alle. Nun kam es wohl zu einem Aufatmen der gequälten Menschheit. Hunderttausende wurden die eine bange Sorge los, um das Leben ihrer Lieben draußen, und ein heißes Dankgebet aus all diesen Herzen strömte zum Himmel auf; zum erstenmal nach all dem Kummer sah der gekreuzigte Heiland in der Kirche die armen, traurigen Menschen wieder Freudenstränen weinen!

Doch bald verdrängte die graue Sorge auch diese Freude wieder. Viele Tausende kamen zurück und baten: Gebt uns zu essen, wir haben draußen vier harte lange Jahre gekämpft für euch und die Heimat, haben gefroren, gehungert, unzählige Male dem Tod furchtlos ins Auge gesehen — alles für euch und unsere Kinder — damit diese einst den Segen des Friedens genießen können. Doch die Feinde blockierten das Land, und Hunger und Krankheit schlangen mehr denn je ihre Geißeln über das arme, aufgeopferte Volk, und der Tod hielt reiche Ernte, nicht nur unter den Alten und Lebensmüden, nein auch Menschen im besten Alter und zarte Kinder fielen ihm zum Opfer.

Und wieder pochte der Engel der Menschen-

liebe an die Schweizerherzen und bat: Helft, die Not ist groß! Und groß und klein wett-eiferte, dem Rufe zu gehorchen, und ihr Scherf-lein auf den Altar der Nächstenliebe zu legen! Und die ernstesten Menschen, die ein vier Jahre langer Kampf mit Not und Elend hart und stumpf gemacht, wurden gerührt von der gro-ßen Opferwilligkeit unserer schlichten Heimat, und manche Mutter sah ich mit leuchtenden Augen ihren kleinen Lieblingen die kostbare Milch nach Hause tragen, die sie ach so lange schon entbehrt hatten. Wo zwei über die Schweiz sprechen, ist es nur mit Dankbarkeit und Hochachtung. Aber noch ist der Not nicht gesteuert; zwei Millionen Menschen leben in Wien und drei Viertel davon beten täglich mit sorgendem Herzen: Herr gib uns heute unser tägliches Brot!

Liebe Landsleute, die ihr diese Zeilen leset und von den Greueln des Krieges verschont

geblieben seid, ihr könnt eurer Dankbarkeit gegen Gott nicht besser Ausdruck geben, als nochmals, wie so oft schon, euer täglich Brot mit diesem armen, schwergeprüften Volke zu teilen, das so heldenmütig Not und Hunger ertragen hat bis heute! Wenn ihr den stummen, heißen Dank in den Augen der Beglückten sehen dürft, dann seid ihr reich belohnt für alle Opfer eurer barmherzigen Menschenliebe! Das Heilandswort heißt auch heute noch: Geben ist seliger, denn nehmen!

Wenn diese schlichten Zeilen etwas dazu bei-zutragen vermögen, eure hilfsbereiten Herzen und Hände noch einmal fremder Not zu öffnen, dann haben sie ihren Zweck erreicht, und ich rufe euch allen ein herzliches Vergelt's Gott! zu!

Wien, im Februar 1919.

Schw. Lucy Steiger.

Wann Seebäder zu empfehlen und zu verbieten sind.

Es wird viel über den Nutzen und Schaden der Seebäder gesprochen, und vielleicht gibt es ebensoviele Leute, die mit mehr oder weniger Recht behaupten, sie nicht vertragen zu können, als solche, die den größten Ge-nuß und die beste Kräftigung in ihnen fühlen. Wissenschaftlich ist diese Frage sehr schwer erschöpfend zu beantworten, zumal noch viele andere Dinge außer der unmittelbaren Wir-kung des Seewassers und seiner Bewegung hineinspielen, namentlich die Temperatur und die übrige Beschaffenheit der Atmosphäre. Zunächst ist freilich ein Seebad immer etwas anderes, als ein gewöhnliches Bad und man muß es, um den rechten Standpunkt einzu-zunehmen, mit einem Mineralbad vergleichen. Sind doch im Seewasser außer dem gewöhn-lichen Kochsalz noch zahlreiche andere Salze vorhanden, unter denen die des Magnesium, des Jod und des Brom vorherrschen. In einer Hinsicht unterscheidet sich das Bad in der See von allen andern, nämlich durch die zeitweise überraschend schnellen Schwankun-gen der Temperatur, sowohl von Stelle zu

Stelle wie von Tag zu Tag. Eine Mineral-quelle besitzt immer ungefähr die gleiche Temperatur oder diese ändert sich höchstens um einen geringen Betrag. Auch Binnenseen und Flüsse pflegen in dieser Hinsicht weniger veränderlich zu sein als das Meer, wo Tem-peraturstürze von einer großen Anzahl von Graden binnen weniger Stunden vorkommen können. Darum soll das Seebad nur mit großer Vorsicht angewandt werden, ganz be-sonders wenn es als Heilmittel gegen bereits bestehende Krankheiten dienen soll. Die mei-sten Leute baden wohl freilich zum Vergnü- gen. Aber auch diese sollten nicht vergessen, daß man bei einem Vergnügen immerhin keine Sünden gegen die Grundregeln einer vernünftigen Rücksicht auf die Gesundheit be-gehen darf. Dazu gehört in erster Linie ein übertrieben langer Aufenthalt im Wasser und ebenso ein solcher in mangelhafter und durch-feuchteter Bekleidung am Strande. Wie oft kann man es nicht am Strande sehen, daß solche Leute schließlich ganz blau gefroren in ihre Badehütte zurückkehren. Der Arzt